

IRENÄUS TOTZKE

Byzantinische Spiritualität in Niederaltaich

Daß in einem westlichen Benediktinerkloster die Liturgie im byzantinischen Ritus gefeiert wird, ist nicht alltäglich. Wie es dazu kam und welche Bedeutung dieses Bemühen auch in der Gegenwart hat, schildert Archimandrit Irenäus Tötzke OSB aus dem bayerischen Benediktinerkloster Niederaltaich. (Redaktion)

Die Anfänge

Im Jahre 1924 richtete Papst Pius XI. ein Apostolisches Breve an sämtliche Benediktinerklöster, das nach seinen Anfangsworten „*Equidem verba*“ benannt wird und als solches in die Geschichte eingegangen ist. Der Papst und seine Mitarbeiter waren bewegt, ja erschüttert von dem Eindruck, den die bolschewistische Revolution in ganz Europa hervorrief. Ununterbrochen liefen neue Greuermeldungen ein, die entweder von den dramatischen Auseinandersetzungen im jahrelang sich hinziehenden russischen Bürgerkrieg oder von dem sofort einsetzenden systematischen Kampf der neuen Sowjetregierung gegen jede Form der Religion berichteten.

Da die zahlenmäßig am stärksten vertretene Religion im Vielvölkerstaat des Russischen Kaiserreiches das Christentum und unter dessen Konfessionen wiederum die stärkste die orthodoxe war, richtete sich das Augenmerk Europas hauptsächlich auf die Leiden und Verfolgungen, die über die Orthodoxe Kirche hereinbrachen. Der Papst war indessen der Meinung, daß für

diese verfolgte Kirche nicht nur gebetet, sondern auch etwas getan werden müsse. Er glaubte, daß wegen der an diokletianische Zeiten erinnernden Verfolgung der Zeitpunkt einer erneuten Annäherung, ja möglicherweise sogar Wiedervereinigung zwischen Rom und Teilen der Orthodoxie – in diesem Falle: Moskau – gekommen sei. In seinem Schreiben an den damaligen Abtprimas, Fidelis v. Stotzingen, forderte er diesen auf, ein Rundschreiben an alle Äbte und Mönche zu richten und diese „zu inständigem Gebet zu Gott um die Einheit sowie zu tätiger Inangriffnahme zweckdienlicher Werke“ einzuladen. Er äußerte den Wunsch, daß sich in jedem Kloster ein paar Mönche bereitfänden, die seinen Ideen folgten. In einem Dreistufenplan wollte er diese Mönche nach einiger Zeit in einem eigenen Kloster (pro Kongregation „oder wenigstens pro Nation“) zusammenfassen und diese Klöster dann noch später zu einer weltweiten byzantinischen Benediktinerkongregation auf- und ausbauen. Die Heraushebung sollte besonders deswegen geschehen, weil er wünschte, daß diese Mönche, die seinen Ideen folgten, nicht nur die Traditionen des Orthodoxen Ostens studieren – zu diesem Zweck hatte sein Vorgänger Benedikt XV. 1917 bereits die Orientalische Hochschule (Istituto Orientale) in Rom gegründet – sondern sich „Sprache, Geschichte, Charakter und Geistesart, besonders aber Theologie und Liturgie jener Völker“ zu *eigen machen* sollten. Ihm schwebte die Gründung einer

byzantinischen Benediktinerkongregation zum Zweck einer auf Rußland spezialisierten Wiedervereinigungstätigkeit vor. Stimuliert wurde er umso mehr, als er von der – wie sich später zeigte, irrealen – Idee ausging, der Bolschewismus werde sich binnen kurzem von alleine totlaufen, und auf den zurückgebliebenen Trümmern könne man darn gewissermaßen (klare Vorstellungen äußerte er nicht) dem russischen Patriarchat die Hand reichen und ihm beim Wiederaufbau des kirchlichen Lebens geschwisterliche Hilfe leisten.

Außerdem drückte er die Hoffnung aus, daß durch die Tätigkeit dieser byzantinischen Benediktiner „auch im Abendland die Sehnsucht nach Einheit sich erweitere“. Dieser zweite Programmpunkt sollte sich in der Folge als der weitaus gewichtigere herausstellen. Da infolge der politischen Entwicklung jede ökumenische geschweige denn pastorale Tätigkeit auf dem Territorium der sich bildenden UdSSR zunächst unmöglich war, konzentrierten sich die wenigen Mönche und Klöster, die sich von den päpstlichen Ideen begeistern ließen, auf die „Erweiterung der Sehnsucht nach Einheit“ im Westen.

Schäftlarn und Niederaltaich

Womit der Papst wohl kaum gerechnet haben dürfte, war die ablehnende Haltung des Abbas-Primas. Dieser erledigte zwar, zum kirchlichen Gehorsam verpflichtet, den päpstlichen Auftrag, tat aber selbst nicht das mindeste, um die Anregungen des Papstes zu unterstützen, geschweige denn zu fördern; im Gegenteil ließ er mündlich nach allen Seiten hin durchblicken, daß er von der ganzen Angelegenheit nichts halte. Die Folge war, daß nur ein Teil

der von den päpstlichen Ideen angetanen Mönche daran denken konnte, in der vom Papst gewünschten Richtung tätig zu werden.

Zu diesen gehörte im oberbayrischen Kloster Schäftlarn bei München der dortige Subprior Emmanuel Heufelder, dessen 100. Geburtstag man 1998 feiert. Von Gott mit einem begeisterungsfähigen Naturell versehen, entzündete sich sein Herz schnell an den neuen Ideen, doch konnte er nur bei einem einzigen Mitbruder in seinem Kloster Resonanz finden. Die übrigen verschlossen sich dem päpstlichen Auftrag.

Heufelder war aber von Gott mit der großen Tugend der Hoffnung begnadet. So hoffte er zehn Jahre lang, daß Gott ihm irgendwie die Möglichkeit zeigen möge, im Sinne des Papstes tätig zu werden. Diese Chance eröffnete sich plötzlich 1934, als er, zunächst provisorisch, als Oberer in das in wirtschaftliche Bedrängnis geratene niederbayerische Kloster Niederaltaich bei Passau gerufen wurde. Nun ergriff er die Gelegenheit, für die Ideen Pius' XI. zu werben. Später sagte er immer wieder: „Ich sah, daß dieses Haus nicht nur materielle Hilfe, sondern vor allem eine Aufgabe brauchte, an der es sich geistig-geistlich aufrichten konnte. Und so gab ich ihm die Ideen des Papstes.“

Zwischen den Kriegen

Rasch fand P. Emmanuel, inzwischen zum Prior ernannt, unter den neu eintretenden Novizen Leute, die sich ebenfalls für die neuen Aufgaben berufen fühlten. Da man damals noch glaubte, daß die Unierten eine Brücke zwischen Katholiken und Orthodoxen seien – inzwischen haben sich die theologischen Ansichten hierüber gewandelt –, nahm man zunächst Kontakt mit

den Vertretern der Unierten Kirche in Deutschland auf und organisierte die vom Papst gewünschten „Ostkirchentage“ mit unierten Gottesdiensten und einführenden Vorträgen für das Kloster und die interessierte Öffentlichkeit. Eine langsam wachsende Spezialbibliothek (viel Literatur über die Ostkirche gab es damals nicht) wurde eingerichtet. Prior Emmanuel machte zwei ausgedehnte Erkundungsreisen auf den Balkan und nach Galizien (1935 und 1938), um dort Kontakte mit leitenden Persönlichkeiten sowohl der Römisch-Katholischen wie der Griechisch-Katholischen Kirche aufzunehmen. Erste Kontakte knüpfte er auch zur Orthodoxen Kirche, doch blieben sie – dem damaligen Frühstadium der Ökumene gemäß – im Rahmen kirchen-diplomatischer Höflichkeit. Der Präfekt der Orientalischen Kongregation in Rom aber, Kardinal Eugène Tisserant, segnete die Tätigkeit Heufelders, indem er ihm schrieb: „Ich segne alles, was die Abtei Niederaltaich unter Leitung Ew. Paternität für die Sache des christlichen Ostens tut“.

Unter den Griechisch-Katholischen Kirchen nahm damals die galizische (in jener Zeit meist „ruthenische“ genannt) eine besondere Stellung ein. Mit ihren fünf Millionen Gläubigen war sie nicht nur die zahlenmäßig stärkste aller unierten Gemeinschaften, sondern besaß in ihrem Oberhaupt, dem Metropoliten von Lemberg Graf Andreas Szeptickij na Szepticach, eine alle übrigen unierten Hierarchen überragende Persönlichkeit. Sein Traum war die Wiedervereinigung Moskaus mit Rom, von der er glaubte, sie sei nach 1917, also nach Auflösung des kaiserlich-russischen Staatskirchentums, in greifbare Nähe gerückt. Zur Verwirklichung dieses Traumes war er vom Papst mit außerordentlichen Voll-

machten ausgestattet worden, wie sie vor und nach ihm nie ein uniierter Hierarch besessen hat (zum Beispiel die Einsetzung von Bischöfen). Er gehörte ebenfalls zu den Inspiratoren Pius' XI. Auch unternahm er mehrere Reisen nach Deutschland und Österreich, um allgemein unter den Katholiken, besonders aber unter den Benediktinern für seine Unionspläne zu werben. Prior Emmanuel Heufelder besuchte ihn in Lemberg, war von seinen Ideen begeistert, sah aber auch, daß der Metropolit mit seinen Ansichten, die weit über das bisherige Uniertentum hinausgingen und beispielsweise eine größere Selbständigkeit (Autonomie) der unierten Kirchen, vor allem aber ihre Entlatinisierung forderten, in seiner eigenen Kirche ziemlich allein stand. So lernte er in dem damaligen Weihbischof (und späteren Auslands-Visitator) Ivan Buczko einen scharfen Gegner dieser Ideen und Anhänger der alten Richtung kennen, die in größtmöglicher Romanisierung und Latinisierung das Heil der Unierten sah.

Auf dem Balkan fand Heufelder für seine Pläne ein starkes Echo in Rumänien. Hier wurde er mit dem damaligen lateinischen Bischof von Alba Julia, Dr. Pácha, in Kontakt gebracht, der ihn zur Gründung eines byzantinischen Benediktinerklosters in Siebenbürgen anregte. Dies war 1938. Da aber in Deutschland seit 1933 die Nationalsozialisten regierten, denen jede Annäherung der christlichen Kirchen aneinander höchst unwillkommen war, außerdem schon ein Jahr später der Krieg ausbrach, blieben die Pläne Heufelders auf die Wirksamkeit unter den Katholiken Deutschlands mittels zahlreicher Tagungen und Vorträge beschränkt. Von den nicht wenigen jungen Patres und Fratres, die sich für die

neuartigen Aufgaben – „Unionsarbeit“ nannte man damals diese Frühform der ostkirchlich ausgerichteten Ökumene – interessierten, kam nicht einer aus dem Kriege zurück – und im Mai 1945 saß Prior Emmanuel wieder allein mit seinen Ideen da und wartete auf Mitarbeiter.

Die Arbeit zwischen 1945 und dem II. Vatikanum

Diese ließen nicht lange auf sich warten. Zuerst traten zwei Russen ein – einer von ihnen der später bekannte Kirchenhistoriker und Gründungsmitglied der Stiftung „pro oriente“ in Wien, Archimandrit Chrysostomos v. Plaškevič –, mehrere Deutsche und ein Danziger folgten. Da der Vater der Benediktiner, der Hl. Benedikt v. Nursia, seine Mönche in Dekanien einteilt, nahm der 1949 zum Abt gewählte Emmanuel Heufelder im Jahre 1955 eine Neueinteilung seines Klosters vor: in eine römische und eine byzantinische Dekanie. Erster byzantinischer Dekan wurde der schon genannte Pater und spätere Archimandrit Chrysostomos.

Die ostkirchliche Arbeit nahm einen neuen Aufschwung. Vorbild war das schon gleich nach dem päpstlichen Aufruf 1924 gegründete Kloster Chèvotogne in Belgien. Die allmählich zahlreicher werdenden Mönche des byzantinischen Ritus erhielten nun eine eigene Kapelle, die von dem galizischen Malermönch Christophor Kutz mit einer Ikonostase versehen wurde. Liturgische Kleidung und Kultgeräte wurden in Rom besorgt, aus jungen Mönchen und interessierten Schülern des Klostergymnasiums wurde ein Chor gebildet, die eigenen Mönche wurden an die Orientalische Hochschule nach Rom zum Studium ent-

sandt. Tagungen über die Ostkirche wurden nun in größerem Umfang als bisher gehalten, darüber hinaus luden Priesterseminare in Deutschland und Österreich, aber auch immer häufiger katholische (gelegentlich sogar evangelische) Pfarreien zur Abhaltung byzantinischer Gottesdienste und zu Vorträgen über die Ostkirche ein.

Seit dem II. Vatikanum

Die gottesdienstliche Resonanz in der deutschen und österreichischen Bevölkerung wurde stärker, als wir in Niederaltaich daran gingen, die ursprünglich gebrauchten „orthodoxen Sprachen“, nämlich Griechisch und Kirchenslawisch, durch die deutsche zu ersetzen. Hierzu wurden wir ab ca. 1960 von orthodoxer Seite ermuntert, und zwar mit dem Hinweis, daß man uns sonst – es hatte gerade die Einwanderung griechischer Gastarbeiter begonnen – des Proselytismus bezichtigen könne.

Die Sache war leichter gesagt als getan; denn eine musikalische deutsche orthodoxe Tradition gab es nicht – fast nicht! Gottes Vorsehung kam aber dergestalt zu Hilfe, daß der Verfasser dieses Beitrages – Theologe und Musikwissenschaftler – bei dem einzigen orthodoxen Kirchenmusiker, den es im Westen gab, dem aus Moskau stammenden Ivan v. Gardner an der Universität München studieren konnte. Unter dessen anfänglicher Anleitung entstand nun jene orthodoxe Musik, die seit 1960 in Niederaltaich gepflegt wird.

Die Verwendung der deutschen Sprache ging zunächst nicht ohne Schwierigkeiten vonstatten. Nicht nur, daß orthodoxe liturgische Texte neu übersetzt werden mußten (die wenigen vorhandenen waren entweder nicht betbar

oder nicht singbar, meistens weder das eine noch das andere) oder daß die musikalische Adaptation sehr mühsam war, sondern zu jener Zeit herrschte in der Römischen Kirche noch ein strenges Verbot der Verwendung der Volkssprachen in der Liturgie. Obgleich dieses Verbot offiziell nur für die lateinische Kirche galt, hatten die römischen Dikasterien dennoch versucht, es auch in den unierten Kirchen durchzusetzen. Infolgedessen mußte man auch in Niederaltaich vorsichtig sein. Mit Hilfe der Melkiten, das heißt der griechisch-katholischen Christen des Vorderen Orients, die damals zu Deutschland besonders enge Kontakte pflegten und die ebenfalls von den römischen Restriktionen betroffen waren, gelang es jedoch, Kompromißlösungen zu finden.

Bald wurden diese Schwierigkeiten aber dadurch überwunden, daß auch die Römische Kirche sich den Volkssprachen öffnete. Nun konnten auch in Niederaltaich sämtliche Teile des Gottesdienstes – der Liturgie und des Stundengebetes – auf deutsch gesungen werden. Der Druck von Partituren und die Herausgabe von Schallplatten und Musik-Kassetten wurden in Angriff genommen.

Allmählich vertieften sich auch die Kontakte zu interessierten Einzelpersonen und Institutionen in Österreich und in der Schweiz. Von Wien aus trat der Hochschul-Musikprofessor Alfred Spannagel, ein Freund des früh verstorbenen DDr. Casper, der in den 30er Jahren in Wien das „Fest der Liturgien“ organisiert hatte, mit Niederaltaich in Kontakt und schrieb – aufgrund jahrelanger Kontakte zu Wiener orthodoxen Gemeinden hierzu befähigt – mehrere

Stücke für die Niederaltaicher deutsche byzantinische Liturgie. In der Schweiz tat dasselbe der Komponist Paul Burkhard¹, der sich in der zweiten Hälfte seines Lebens fast ausschließlich mit Kirchenmusik befaßt und in Jerusalem ausführliche Studien der orthodoxen Kirchenmusik betrieben hatte. In Linz interessierte sich Univ.-Prof. Hans Hollerweger – Theologe und begabter Musiker – für die orthodoxe Liturgie und rief einen Chor ins Leben, mit dem er – in Zusammenarbeit mit Niederaltaich – bereits viele ostkirchliche Gottesdienste in Pfarren des Linzer Raumes und seiner Umgebung organisiert hat.

Auch der erwähnte russische Professor von Gardner begann – nach dem Vorbild Strawinskys, der eigene kirchenslawische Werke nachträglich lateinisch textiert und dabei umgearbeitet hat – eigene Werke deutsch zu textieren und regte dabei den Verfasser als seinen ehemaligen Schüler (auch in Komposition) dazu an, Werke gleich in deutscher Sprache zu verfassen. Auf diese Weise strebten beide an, die in der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts entstandenen ersten Versuche deutschen orthodoxen Komponierens (die sogenannte Potsdamer Tradition, entstanden in der kleinen, zuerst russischen, dann allmählich germanisierten, orthodoxen Gemeinde in Potsdam) zu einer deutschen orthodoxen Schule zu erweitern.

Die Besucher der byzantinischen Gottesdienste

Zunächst waren es in der kleinen byzantinischen Kapelle des Klosters Niederaltaich Tagungsgäste, die jenes

¹ Er ist seinerzeit durch sein Chanson „O mein Papa“ weltbekannt geworden.

allgemeine, in ganz Mittel- und Westeuropa, besonders aber in seinen germanophonen Teilen anzutreffende Hingezogenensein „zum Östlichen“ in sich verspürten. Besonders trug hierzu bei, daß wir uns in den ersten Jahren – nicht zuletzt wegen der beiden russischen Dekanie-Gründer – der kirchenslawischen Sprache und der russischen Musik bedienten. Doch allmählich differenzierte sich das Bild.

Ein kleiner, aber doch spürbarer Prozentsatz waren Deutsche, die als Kriegsgefangene längere Zeit in der Sowjetunion verbracht hatten und die sich nun in unserer Kapelle an ihre schweren Jahre erinnerten, die sie einerseits als schrecklich empfanden, andererseits jedoch zugleich, wie sie immer sagten, „nicht missen mochten“. Deswegen kamen sie immer wieder. Hinzu kamen Personen, die die Kapelle aus rein philologischen Gründen besuchten und sich meist mit dem Studium unserer gottesdienstlichen Bücher begnügten. Während diese beiden letztgenannten Personenkreise allmählich verschwanden, wuchs der Kreis jener, die sich mehr oder weniger unreflektiert von der „Ostkirche“ angezogen fühlten. Die Gründe der empfundenen Anziehung waren gewiß vielfältig. Unbewußt war aber sicher schon das vorhanden, was sich seit etwa 1968 immer mehr Bahn brach: die Unzufriedenheit mit der liturgischen Entwicklung in der Römischen Kirche, die sich mehr und mehr als Unzufriedenheit mit der gesamten theologischen Situation im Westen artikulierte. Von jetzt an konnte man deutlich zwei Personenkreise unterscheiden: Die mehr vom Gefühl her Bestimmten und die geistig Suchenden.

Die mehr vom Gefühl her Bestimmten sind bis heute einfach mit der gegenwärtigen römischen Liturgie un-

zufrieden, sie fühlen ihre Seele dort „nicht ausgefüllt“, es ist ihnen alles „zu leer“, es werde zu viel „geredet“, es fehle „die Mystik“; bei näherer Befragung kommt auch immer wieder zum Vorschein, es sei „keine Gottesnähe (außer bei der Kommunion) mehr spürbar“.

Die geistig Suchenden fragen nach den Ursachen dieses Sachverhalts und kommen dabei sehr schnell rückwärts über das II. Vatikanum hinaus. Sie sehen die Art seiner Verwirklichung nicht als Ursache, sondern als Symptom einer schon lange schwelenden Entchristlichung des römischen (und des geistig aus ihm hervorgegangenen protestantischen) Europas und kommen dann zu kritisch beurteilten Weichenstellungen der Vergangenheit wie Aufklärung, Rationalismus, Nominalismus, Abälardismus, Scholastik, augustinischer Christomonismus u.v.a.m. Die vielen theologischen, philosophischen und kulturwissenschaftlichen Seminare, welche die ostkirchliche Sektion des Niederaltaicher Ökumenischen Institutes (in der die meisten Mönche der Dekanie tätig sind) veranstaltet, leisten hier wertvolle Dienste. Denn auch hier hat eine – durch die Weichenstellungen des II. Vatikanums in Gang gesetzte – theologische Entfaltung stattgefunden.

Dadurch, daß die Mönche der Byzantinischen Dekanie der Abtei Niederaltaich gemäß den äußerst weitsichtigen Wünschen Papst Pius' XI. (der in bezug auf die katholisch-protestantische Annäherung bekanntlich extrem zurückhaltend war, solche Ängste gegenüber der orthodoxen Kirche aber offensichtlich nicht hatte) sich nun – gemäß auch der eigenen Berufung – orthodoxe Theologie „zu eigen gemacht haben“ und dabei erkannten, daß es sich bei der Orthodoxen Kirche

um eine mindestens genauso katholische Kirche wie bei der Römischen handelt, sind sie zu authentischen Sprechern orthodoxen Christentums innerhalb der westlichen Kirchen geworden, das heißt sie können katholischen und evangelischen Christen nicht nur orthodoxe Positionen „erklären“, sondern auch „vermitteln“, indem sie zum Beispiel *sine ira et studio* auf vorhandene Defizite auch in

der eigenen westkirchlichen „Entwicklung“ (die oft eine „Nicht-Entfaltung“ war) hinweisen.

Oft wird dabei die Frage gestellt, ob die Westkirchen von den Ostkirchen „lernen können“. Im Sinne eines bloßen Kopierens sicher nicht, dazu haben sich beide Traditionen doch zu sehr auseinanderentwickelt – im Sinne eines Hinhörens auf die gemeinsamen Ursprünge aber ganz bestimmt.

Literaturhinweise:

Equidem Verba (Sammelband); Die Beiden Türme, Hauszeitschrift der Abtei Niederaltaich, Nr. 25 (1974); *Andreas Rask*: Die byz. Dekanie der Abtei Niederaltaich, in: *Lebendige Seelsorge*, 1983/4; 257ff.; *A. I. Tötzke*, Die Byz. Dekanie der Abtei Niederaltaich; Hg. Förderverein f.d. Byz. Kirche Niederaltaich (1994); *ders.*, Interview f. Radio Radonezh; *Stranicy* (russ.); Moskau 1997/2–3; 460–471; *ders.*, Orth. Musik in deutscher Sprache, in: *Die Beiden Türme* (s.o.) Nr. 72 (1997), 81–87.